

Marcus Rafelsberger, 1967 in Wien geboren, arbeitete als Werbetexter in Wien und Hamburg. Er war Kolumnist der österreichischen Tageszeitung »Der Standard« und ist heute Strategieberater und Kreativdirektor für Kommunikationsunternehmen. Er lebt in Wien. www.rafelsberger.com

MARCUS RAFELSBERGER

Wienerherz

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig (auch wenn manches dem Leser bekannt vorkommen dürfte).

emons:

In ihren knöchigen Händen

Laurenz Freunds Körper vibrierte. Seit seiner Kindheit liebte er dieses Gefühl bei den Fahrten über die Pflastersteine der Höhenstraße. Was für ein Anachronismus, diese Straße!, dachte er. Fabelhaft, dass sie heute noch so bestand. Die sanft eingegrabenen Spurrillen an manchen Stellen erzählten von unzähligen Ausflügen der Wienerinnen und Wiener mit dem Automobil in ihren Wald und verliehen der Straße ebenso ihren unverwechselbaren Charakter wie die Bombierung an anderen Stellen, wo der Mittelteil der Straße höher war und sie zum Rand hin abfiel.

Wann immer er die Kurven durch den Wald oberhalb Wiens fuhr, sah er im Geist schwarz-weiße Bilder von sehnigen Männern in weiten Hosen und ärmellosen Leibchen, ihre sonnenverbrannte Haut von Staub bedeckt, nur den Kopf von einem Hut oder einer Kappe gegen Sonne und Wetter geschützt, wie es in den dreißiger Jahren noch üblich war, bevor das bloße Haupt Einzug in die Männermode gehalten hatte. In Gruppen knieten sie nebeneinander, hieben mit den Hämmern in ihren knöchigen Händen einen Pflasterstein neben den anderen an seinen Platz. Um während der Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts möglichst vielen Menschen Arbeit zu geben, hatte man auf schwere Maschinen verzichtet. Seit 1935 schlängelte sich Wiens mit fast fünfzehn Kilometern längste Straße entlang der Hügelhänge durch den Wienerwald im Westen der Stadt. Bis 2010 war sie unter Denkmalschutz gestanden. Wie konnte man nur auf die Idee kommen, dieses wunderbare Stück Zeitgeschichte durch eine profane Asphaltfahrbahn zu ersetzen?, fragte sich Freund. Im Sommer fuhr man durch grün leuchtende Waldtunnel, dazwischen gewährten große Wiesen überraschende und spektakuläre Blicke auf die Stadt. Der Herbst legte sich gern mit dicken Nebeldecken auf die Strecke, doch an diesem Morgen brachte die Sonne das bunte Laub zum

Glühen. Im Schatten unter der Farbenpracht entdeckte Freund die zwei Einsatzwagen am Straßenrand. Daneben wartete ein uniformierter Polizist. Dahinter führte eine schmale Forststraße, eher schon ein Waldweg, ins Gehölz. Auf beiden Seiten spannten sich Absperrbänder von Baum zu Baum. Der Streifenbeamte erklärte Freund den Weg. Freund beschloss, die restliche Strecke zu Fuß zu gehen, und stellte den Wagen ab.

Die Luft war kühl, fast frostig. Es war der 10. Oktober. Freund zog die Jacke am Kragen zusammen und versenkte die Hände in den Taschen. Im Lauf des Tages sollte es wärmer werden, ein Altweibersommertag. Er sog den Geruch des Waldes ein. Um keine Spuren zu zerstören, ging er außerhalb der Absperrung zwischen den Bäumen hindurch. Seine Füße raschelten durch das rote und gelbe Laub. Er spürte die Bereitschaftsnacht in den Gliedern. Die Bewegung tat ihm gut. Vor zwei Stunden mussten Lia Petzold und Alfons Wagner zu einer Messerstecherei im zehnten Bezirk, bei der einer liegen geblieben war. Zeugen hatten die Täter erkannt, und die Fahndung war draußen. Kaum eine Stunde später waren Marietta Varic und Lukas Spazier zu einem Familienstreit in den zweiundzwanzigsten Bezirk ausgerückt. Die Frau hatte ihrem betrunkenen Mann eine zerschlagene Flasche in den Hals gerammt. Die Vorausteamer, die üblicherweise als Erste an Tatorte gerufen wurden, um zu entscheiden, ob überhaupt Ermittler aus einer der Gewaltgruppen anrücken sollten, waren ebenfalls alle unterwegs.

Blieb nur mehr er, nach dem Anruf vor einer Viertelstunde. Als sie ihm mitteilten, was sie gefunden hatten, überlegte er einen Moment, gar nicht hinzufahren.

Er musste nicht weit gehen. Zwischen den Bäumen warteten drei Polizisten und ein Mann mit Hund. Noch etwas weiter stand ein graues Auto schräg auf dem Waldweg. Als Freund sich näherte, begann der Hund zu bellen. Sein Herrchen versuchte, ihn zu beruhigen. Freund schätzte den Mann auf Anfang siebzig. Sein Hund war eine nicht mehr ganz junge, übergewichtige Promenadenmischung mit zotteligem Fell und lustigen Augen. Er ließ sich von Freund über den Kopf streicheln und wedelte dabei mit dem Schwanz.

»Herwig Tabela«, stellte sich sein Herrchen vor. »Ich habe«, er

stockte, dann zeigte er mit dem Daumen über die Schulter, »den da gefunden.«

»Danke, dass Sie uns angerufen haben«, sagte Freund. »Die Kollegen haben sicher schon ein Protokoll aufgenommen. Wenn nicht, werden sie das gleich tun. Ich muss mir kurz die Situation ansehen. Ich bin gleich wieder bei Ihnen.«

Freund ließ sie stehen und marschierte weiter zu dem Wagen. Er erkannte das gedrungene Heck eines silbernen Bentley Continental GT. Neupreis näher den zweihunderttausend Euro, vermutete er. Warum fuhr man ausgerechnet mit so einem Auto in einen schmalen, holprigen, wurzeligen Waldweg? In den noblen Grünbezirken der Stadt sah man die teuren Limousinen öfter, nicht selten in Auffahrten oder Garagen, in denen auch ein Geländewagen parkte, vorzugsweise der Marken Range Rover oder, wenn die Besitzer mehr Individualismus demonstrieren wollten, Land Rover. Echtes Gelände sahen die einen wie die anderen nur von asphaltierten Straßen aus. Das wäre jetzt einmal eine Gelegenheit gewesen, dachte Freund. Noch bevor er das Gefährt erreicht hatte, erkannte er die Bescherung an der Heckscheibe. Bei der Fahrertür angekommen, beugte er sich hinab und schaute hinein.

Auf dem schwarzen Ledersitz saß ein Mann mit hellen Hosen und grüner Steppjacke. Sein Kopf oder das, was davon übrig war, lag wie eine Totenmaske nach hinten gekippt auf den Resten der Nackenstütze. Der Mund stand offen, an der Stelle des Gebisses klaffte ein blutiges Loch. Die toten Augen starrten an den Wagenhimmel. Das Wageninnere war vollgespritzt mit Blut und anderem Gewebe, das sich sonst in einem Schädel fand. Die rechte Hand lag zwischen seinen Beinen, der Daumen hing noch im Abzug der Flinte, deren Lauf quer über seiner Brust lag, die Mündung gegen die Fahrertür gelehnt.

Beim Anblick von Selbstmördern verspürte Freund immer Mitleid. Selbst der reichste Mann konnte so unglücklich sein, dass er keine andere Möglichkeit mehr sah, auch wenn weniger wohlhabende Menschen das nicht glauben konnten. Es bestätigte nur das alte Sprichwort, dass Geld allein nicht glücklich macht. Er fragte sich, was den Mann im Auto getrieben hatte.

Freund hörte Schritte im Laub. In eine dicke Jacke verpackt

schnaufte Doktor Romana Wanek durch das Laub. Seine Lieblingsgerichtsmedizinerin hatte zugenommen, stellte er zum wiederholten Mal fest. Gemeinsam umrundeten sie den Wagen. Dann öffnete Wanek vorsichtig die Fahrertür und beugte sich über den Toten.

»Schaut relativ eindeutig aus«, stellte sie fest. »Abgesehen von einem Detail.«

»Wer sich durch den Mund erschießen will, steckt die Waffe üblicherweise weiter hinein, wodurch das Gebiss nicht zerstört wird«, sagte Freund.

»Genau«, bestätigte Wanek. »Obwohl ich so etwas auch schon gesehen habe.« Sie richtete sich wieder auf. »Mehr kann ich dazu momentan nicht sagen. Tot ist er eindeutig. Mehr weiß ich, nachdem ich ihn auf dem Tisch hatte. Obwohl ich nicht erwarte, dass er dir noch Arbeit machen wird.«

Bei einem unnatürlichen Tod musste sie obduzieren, auch wenn die Lage klar schien.

»Wie lange sitzt er hier schon so?«

»Leichenstarre ist noch nicht eingetreten. Ein paar Stunden.« Sie zog die Latexhandschuhe aus. »Ist er schon identifiziert?«

»Ich warte noch auf die Spurensicherung. Ah, da sind sie ja schon.«

Hintereinander kamen zwei weiße Gestalten zwischen den Bäumen hervor. Trotz des Overalls mit Kapuze erkannte der Inspektor seinen alten Freund Pascal Canella, Leiter der Spurensuche, sofort an dessen schlaksiger Figur.

Über die Jahre hatten sie sich daran gewöhnt, sich in Gegenwart von Leichen zu treffen, was die Begrüßung nicht minder herzlich machte. Jeder erkundigte sich beim anderen nach der Familie, sie tauschten den neuesten Tratsch aus. Canellas Mitarbeiter begann zu fotografieren.

Canella warf einen Blick auf den Toten. »Was für eine Schweinerei. Man kann so etwas doch wirklich dezenter und sauberer erledigen.«

»Wie mitfühlend«, bemerkte Wanek.

»Ist doch wahr ...«

»Empfehle mich«, sagte Wanek und winkte ihnen zum Abschied, während sie davoneilte.

Canella sah sich um. »In dem Laub werden wir nicht viel finden. Zumal schon der Hundebesitzer und sein Tier durchgelaufen sind.«

Sein Mitarbeiter hatte die Leiche fertig fotografiert.

»Dann wollen wir einmal.«

Vorsichtig durchsuchte Canella die Jackentaschen des Toten. In den Brusttaschen wurde er fündig.

»Voilà.« Er reichte Freund eine Brieftasche, ein dünnes Lederheftchen und einen Briefumschlag.

In der Geldtasche fand Freund ein paar Kreditkarten, dreihundert Euro und einen Führerschein.

»Florian Dorin.«

»Muss gut verdient haben, der Herr Dorin«, meinte Canella mit einem Blick auf den Wagen.

Freund antwortete nicht. Er versuchte herauszufinden, woran ihn der Name erinnerte, kam aber nicht darauf. Er steckte den Führerschein zurück und öffnete das Lederheftchen. Die Autopapiere.

Dann der Briefumschlag. Darin ein Blatt Papier. Freund entfaltetete es.

»Es tut mir leid. Florian«, las er.

Freund schob den Zettel zurück und reichte alles Canella.

»Bleiben wenig Fragen offen«, sagte er.

»Kurz und knapp, wie bei Männern üblich«, sagte Canella.

»Wenn sie eine Notiz überhaupt für notwendig halten.«

Auf dem Weg zu den Polizisten und dem Hundebesitzer fiel Freund auch nicht ein, ob er den Namen Dorin schon einmal gehört hatte.

»Sie haben den Mann so gefunden?«, fragte er den Alten, dessen Tier jetzt leise winselte.

»Ja. Ich habe nichts angegriffen. Sieht man ja immer im Fernsehen. Aber natürlich bin ich dort herumgelaufen und Freddi hier auch. Ich hoffe, wir haben dabei keine wichtigen Spuren zerstört. Wir konnten ja nicht wissen ...«

»Ist schon gut«, sagte Freund. »Sie haben sich völlig richtig verhalten. Die Kollegen haben Ihre Aussage aufgenommen?«

Ein Polizist winkte mit seinem Notizblock.

Freund bedankte sich bei allen und kehrte zu seinem Auto zurück. Den wartenden Polizisten fragte er: »Haben Sie die Zulassung des Kennzeichens schon überprüft?«

Der Mann, ein sportlicher junger mit dunklem Schnurrbart, antwortete: »Der Wagen ist zugelassen auf einen gewissen Florian Dorin.« Er nannte eine Adresse im achtzehnten Bezirk.

Teure Lage, viel Glas, eigenwillige Proportionen, dezente Überwachungskameras. Am Schild neben der Klingel kein Name. Sieben Uhr ist früh für eine Todesnachricht, dachte Freund. Aber er wollte diesen unangenehmen Moment hinter sich bringen. Er läutete, wartete. Klingelte noch einmal. Nach fünf Minuten und weiteren Versuchen gab er auf. Hier war niemand zu Hause.

Er überlegte, ob er kurz in ihrem Gartenhäuschen am Nussberg nach dem Rechten sehen sollte, entschloss sich aber dann dagegen. Bei einem kleinen Bäcker im neunten Bezirk, einem der letzten, die ihr Brot und Gebäck noch jeden Morgen aus natürlichen Zutaten selbst backten, statt Backmischungen zu formen oder gar halb garen Schaumgummi aufzuwärmen, nahm er ein paar Semmeln und Kipferl mit.

Müde stand Lia Petzold in der kleinen Küche der Gruppe Gewalt Zwei der Wiener Kriminalpolizei und schaute dem Kaffee zu, wie er in die Tasse rann. Sie hatten eine lange Bereitschaftsnacht hinter sich. Eine Wirtshausschlägerei hatte einen der Beteiligten mit Schädel-Hirn-Trauma ins Krankenhaus gebracht, beim Einbruch in ein Juweliergeschäft war ein Securitymann schwer verletzt worden, und schließlich hatten sich zwei polizeibekannte Gruppen von Tschetschenen und Albanern auf offener Straße eine Messerstecherei geliefert.

»Die glauben wohl, sie sind in der ›West Side Story‹«, hatte eine Anwohnerin festgestellt.

Ein Mann war am Tatort gestorben. Noch waren die Verdächtigen nicht verhaftet, aber ein Dutzend Beamte durchkämmte gerade die bekannten Verstecke der Banden.

Petzold setzte sich zu den anderen an den Tisch. Sie war am kürzesten dabei. Vor einem guten Jahr war sie noch Inspektorin im

Regionalkommissariat West gewesen. Im Rahmen eines ziemlich ekelhaften Falles war Laurenz Freund, damals noch Ober-, heute Chefinspektor, auf sie aufmerksam geworden. Gemeinsam waren sie durch die Hölle gegangen.

An die Arbeit im neuen Team hatte sie sich erst gewöhnen müssen. Auf ihrer vorigen Dienststelle hatte sie einen Haufen Machokollegen und einen unausstehlichen Chef ertragen müssen. Hier dagegen hatte sie eine zweite Frau als Kollegin, auch wenn sie selten im Team arbeiteten. Chefinspektor Freund hatte sich für die Kombinationen erfahren/jung und Mann/Frau entschieden. So saß sie mit Alfons Wagner im Zimmer und bearbeitete die meisten Fälle mit ihm. Wagner war ein paar Jahre älter als Freund und hatte gegen diesen im Kampf um den Posten des Gruppenleiters den Kürzeren gezogen. Er war einer der korrektesten Menschen, die sie kannte. Viele hielten ihn für trocken und steif. Doch im Lauf der Zeit hatte sie seine humorige Seite kennengelernt. Außerdem war er ein wandelndes Lexikon.

Marietta Varic arbeitete seit sieben Jahren in der Mordkommission. Wie die alleinerziehende Mutter zweier halbwüchsiger Söhne ihr Leben organisierte, rang Petzold immer wieder Respekt ab.

Dann war da noch Lukas Spazier. Anfangs hatte er sie genervt, seine jugendliche Art, sich zu kleiden, die wechselnden Bart- und Haartrachten schienen ihr nur ein Heischen um Aufmerksamkeit. Schnell jedoch entpuppte er sich als herzlicher, natürlicher Typ, mit dem sie viel Spaß hatte. Ein bisschen zu viel, wie sie in den letzten Monaten hatte feststellen müssen. Sie ertappte sich bei Gedanken, die unter Kollegen nichts zu suchen hatten.

Sie hatte sich kaum gesetzt, da erschien auch Chefinspektor Laurenz Freund.

»Frühstück!«, rief er und schwenkte volle Papiersackerl seiner Lieblingsbäckerei.

Lukas Spazier, dieser Tage mit Rhett-Butler-Schnurrbart, in Jeans und einem Kapuzensweater, der aus Putzfetzen zusammengeflickt schien, lachte und streckte seinerseits einen Papiersack hoch.

»Verhungern werden wir nicht!«

Sie schmierten Butter, Marmelade und Honig auf ihr Gebäck,

tranken Kaffee. Marietta Varic und Lukas Spazier schnitten ihre Semmel in der Mitte durch, Spazier zupfte den kleinen Teigklumpen, der dabei in der Mitte entstand, herunter und steckte ihn gleich in den Mund, etwas, das Petzold als Kind auch geliebt hatte, aber immer heimlich machen musste, weil ihre Mutter es eigentlich verboten hatte. Dann bestrichen sie die ganze Fläche mit Butter und einem weiteren süßen Aufstrich. Pragmatisch, praktisch, einfach. Freund machte es meist ebenso. Petzold unterschied sich, indem sie nicht gleich alles bestrich, sondern immer nur einen kleinen Teil nach dem anderen mit unterschiedlichen Sorten. Alfons Wagner pflückte ein Stück nach dem anderen vom Gebäck, wie es die Tischsitten eigentlich nur für Mittag- und Abendessen vorsahen. Ein bisschen zu viel Förmlichkeit, das war Wagner. Darauf kleckste er immer nur ein klein wenig Erdbeermarmelade. Andere aß er nicht. Als Einzigem kam ihm auch keine Milch in den Kaffee. Dagegen war Petzold der Milchkaffee- – neudeutsch Caffè Latte – Typ, Varic bevorzugte ihren dunkler, Spazier trank ihn wie Freund meist klein und stark mit wenig Milch.

Varic und Spazier schilderten ihre Erlebnisse mit der Frau, die ihrem Mann den Hals aufgeschlitzt hatte. Der Typ, wohl Alkoholiker, hatte sie unübersehbar regelmäßig geschlagen, auch an diesem Frühmorgen. Nach eigener Aussage hatte sie sich gewehrt, Varic und Spazier glaubten ihr. Auch die Spuren schienen ihr recht zu geben. blieb abzuwarten, was die Ärzte sagten. Und ob ihr Mann überlebte. Im besten Fall kam sie mit Notwehr davon.

Freund sprach nicht viel über seinen Toten. Selbstmörder diskutierte sie selten.

»Saß in einem teuren Wagen«, erklärte Freund. »Ein gewisser Florian Dorin.«

Petzold horchte auf.

»Den kenne ich«, sagte Varic, »aus den Klatschspalten. Groß, rotblond, ganz gut aussehend, Bauch?«

»Klingt nach unserem Toten.«

»So etwas«, sagte Varic, schüttelte den Kopf und schob das letzte Stück ihrer Semmel in den Mund.

Schweigend aßen sie weiter, bis Petzold sagte: »Ich habe den Namen auch unlängst gehört. erinnert ihr euch an meine Freundin

Doreen Niklic, die Journalistin? Sie wollte neulich wissen, ob wir oder andere Kollegen sich mit Florian Dorin beschäftigen.«

»Sagte sie, warum sie das wollte?«, fragte Freund.

»Nein. Ich habe mich auch gewundert, dass sie fragt. Sie sollte wissen, dass ich so etwas nicht ausplaudere.«

Nach dem Frühstück suchte Freund die persönlichen Daten Florian Dorins aus den diversen Registern und Indizes. Gegen Dorin liefen einige Prozesse in Finanzsachen. Anscheinend wurde ihm vorgeworfen, ein Unternehmen in die Pleite geführt zu haben. Da existierte vielleicht ein Motiv für den Selbstmord. Einträge wegen Gewalttaten fand Freund keine.

Geboren 1969, zweimal verheiratet, zwei Kinder mit der ersten, eines mit der zweiten Frau. Eltern Adalbert und Annemarie, Brüder Leopold und Viktor. Das hieß, er musste die Todesnachricht dreimal überbringen. Wenig erfreuliche Aussichten. Bis er entdeckte, dass eine der Frauen in Salzburg gemeldet war. Dorthin konnte er einen Kollegen vor Ort schicken. Davor brauchte er jedoch eine Identifizierung durch einen Verwandten. Den Eltern wollte er das nicht zumuten, sie waren nicht mehr die Jüngsten. Außerdem gab es für kaum jemanden etwas Schlimmeres, als das eigene Kind tot zu sehen, selbst wenn es bereits erwachsen war.

Er notierte die Adressen. Dann gab er Dorins Namen in die Internetsuchmaschine ein. Sie spuckte mehrere tausend Treffer aus. Freund überflog die ersten Ergebnisse. Viele verwiesen auf Artikel in Klatsch- und Nachrichtenmagazinen. Freund, der solche Publikationen selten bis nie konsumierte, kannte naturgemäß die Prominenten und jene, die sich dafür hielten oder es gern wären, kaum. An Florian Dorin konnte er sich nicht erinnern. Bilder zeigten einen Mann, der dem Toten sehr ähnlich sah. Ende dreißig, am guten Aussehen änderte auch das leichte Übergewicht wenig, die aschblonden Haare fielen vom Mittelscheitel in zwei schwungvollen Wellen beiderseits des Kopfs hinten fast bis ins Genick. Freund meinte sich zu erinnern, dass der Mann im Wagen kürzere Haare gehabt hatte. In einer Aufnahme posierte er neben dem Auto, in dem man ihn heute gefunden hatte. Die Texte schrieben entweder von Investor oder Geschäftsmann. Viele Bilder zeigten ihn mit Pro-

minenten, wichtigen Wirtschaftstreibenden, Politikern, auf der Jagd, beim Segeln, Golfspielen, bei Oldtimerrallyes. Auch die Namen der Brüder und des Vaters tauchten auf, allerdings seltener. Wie es schien, besaßen sie einige Firmen, sein Bruder Leopold Dorin leitete eine Bank, Kertmann & Dorin. Freund fand eine Telefonnummer und kam bis zu Leopold Dorins Vorzimmerdame. Ja, Herr Dorin sei heute Vormittag im Haus, habe aber Termine.

»Einen mit mir«, sagte Freund und legte auf.

Lia Petzold hatte den ersten Papierkram ihrer nächtlichen Fälle erledigt. Ein paar Beteiligte der tödlichen Messerstecherei waren bereits verhaftet, der mutmaßliche Haupttäter aber noch nicht. Wahrscheinlich war er längst auf dem Weg zu einem Cousin in Deutschland oder anderen Verwandten sonst wo in Europa.

Sie wählte Doreens Nummer. Seit dem Anruf wegen Florian Dorin vor zwei Wochen hatte Petzold nichts mehr von ihrer ältesten und besten Freundin gehört. Das war nicht ungewöhnlich, Doreen flog gern in der Weltgeschichte herum, ohne sich abzumelden.

Am anderen Ende meldete sich die Mailbox.

»Lia hier«, sagte Petzold. »Wollte nur Hallo sagen. Bis bald einmal.«

Von Wohlstand, dessen Bewahrung und Mehrung

An der Innenstadtadresse stand Freund vor dem prunkvollen Portal eines kleinen Palais aus der Gründerzeit. Eine dezente Messingtafel teilte ihm mit, dass er an der richtigen Adresse war: Bankhaus Kertmann & Dorin. Er läutete, musste sich in eine Sprechanlage vorstellen und wurde eingelassen.

»Links, mit dem Fahrstuhl in die erste Etage, bitte«, erklärte eine metallische Frauenstimme.

Vom großzügigen Eingang führten zu beiden Seiten Treppen ab, geradeaus lag ein gepflasterter Hof.

Im ersten Stock erwartete ihn eine Mittvierzigerin in Kostüm.

»Herr Dorin ist in einem Termin.«

»Sagen Sie ihm, dass dieser Termin wichtiger ist«, sagte er und zeigte ihr seinen Ausweis.

Bestürzt bot ihm die Frau einen Platz in einem modernen Lederfauteuil an und verschwand.

Hohe Fenster und Flügeltüren, getäfelte Wände, Deckenfresken. Als Kontrast zeitgenössische Designermöbel, schlicht und elegant. Botschaft: traditionell, aber nicht verschlafen. Freund durchblätterte ein schmales Büchlein, von dem ein paar Exemplare auf dem Tischchen vor ihm lagen. Es stellte das Bankhaus Kertmann & Dorin vor, gegründet 1887 von Charles Kertmann und Claus Dorin. Schwarz-Weiß-Fotografien zeigten zwei ehrwürdige Männer mit weißen Bärten und steifen Krägen. Mittlerweile gehörte die Bank zur Gänze der Familie Dorin. Organisiert war sie als Aktiengesellschaft. Freund, der keine nennenswerten Barschaften besaß, hatte sich mit derlei Dingen nie genauer auseinandergesetzt, als sein Beruf es verlangte. Offenbar ging es den meisten möglichen Kunden der Bank nicht viel anders. Auf jeden Fall gab sich das Büchlein erfolgreich Mühe, die Geschäfte und Leistungen des Instituts so zu erklären, dass auch Freund sie verstand. Vielleicht beschrieb es aber auch nur jenen Teil des Geschäfts, der Laien begreiflich zu machen war. Von Aktien war die Rede, von Anleihen, Fonds, Stiftungen, von Risikominimierung und Profitoptimierung, von einer Tochtergesellschaft, die mit eigenem Kapital und jenem von Kunden, die das gern wollten, in Unternehmen investierte, von Wohlstand, dessen Bewahrung und Mehrung, von Diskretion und natürlich von der langen Tradition des Hauses. Dazu servierte das Schriftstück Bilder des Palais, von ernsthaft blickenden Frauen in Kostümen und Männern in Anzügen, die Kunden berieten, und vom Management.

Leopold Dorin besaß wenig Ähnlichkeit mit seinem Bruder. Sein Gesicht war mager, dafür der Mund auffällig breit, als könnte man am Kiefergelenk den Oberteil des Kopfes nach hinten klapfen, die Stirn reichte bis zum Scheitel, der verbliebene Haarkranz erinnerte Freund an einen Mönch. Auf dem Bild trug er eine rahmenlose Brille mit eckigen Gläsern. Langstreckenläufer, mutmaßte Freund.

Florian Dorin hatte keine Funktion in der Bank gehabt, weder im Vorstand noch im Aufsichtsrat.

»Herr Dorin erwartet Sie.«

Freund folgte der Frau durch einen Flur entlang der Fensterfront bis zu einer Flügeltür.

Der Raum war kleiner, als Freund ihn in diesem Gebäude erwartet hätte. Vom Schreibtisch kam ihm Leopold Dorin entgegen. Er war etwas größer als Freund und noch schlaksiger als Canella. Trotzdem saß sein Anzug, als sei er darin geboren worden. Freund schlug den angebotenen Stuhl aus und kam gleich zur Sache.

Dorin, der ebenfalls stehen geblieben war, zeigte keine Regung.

»Florian?«, fragte er schließlich ruhig.

»Ich muss einen Verwandten informieren«, erklärte Freund.

»Ihren Eltern wollte ich das nicht antun. Ich denke, Sie können das besser.«

Dorin nickte kaum merklich. In seinem Kopf arbeitete es.

»Da haben Sie wahrscheinlich recht. Wie hat er es gemacht?«

»Mit einem Jagdgewehr.«

»Ich kann das nicht glauben. Mein Bruder war so ein lebensfroher Mensch.«

»Wir brauchen jemanden, der ihn identifiziert.«

»Ich stehe selbstverständlich jederzeit zur Verfügung. Wissen seine beiden Ex-Frauen und vor allem die Kinder schon Bescheid? Sie hingen an ihm.«

»Ich habe sie noch nicht erreicht.«

»Ich übernehme das.«

Freund war die gefasste Art des Mannes recht, aber auch unheimlich. Als müsse er eines seiner Geschäfte abwickeln, ein unangenehmes. Vielleicht aber stand er auch nur unter Schock.

»Hat er etwas hinterlassen? Eine Nachricht, meine ich?«

»Dass es ihm leidtut.«

»Was?«

»Die Tat, nehme ich an. Oder könnte es etwas anderes sein?«

»Ich kenne die Geschäfte meines Bruders nicht.«

Ein anderer Grund kam ihm nicht in den Sinn, dachte Freund.

»Vielleicht hat es mit denen nichts zu tun.«

»Wegen einer Frau hat sich Florian noch nie gequält. Und was

sollte es sonst sein? Depressionen hatte er ganz sicher nicht. Wann soll ich zur Identifizierung kommen? Und wohin?«

Dreizehn Uhr, pathologisches Institut. Freund nannte ihm die Adresse im neunten Bezirk.

»Ich werde dort sein«, sagte Leopold Dorin.

Leopold Dorin erschien pünktlich zur Identifizierung. Er trug einen Lodenmantel und Filzhut. Er begrüßte Freund und Romana Wanek ruhig und sachlich.

Der Mund des Leichnams war geschlossen, der (fehlende) Hinterkopf eingewickelt, der Körper mit einem Leintuch bedeckt.

»Ist das Ihr Bruder, Florian Dorin?«

Leopold Dorin stand ungerührt, den Mantel geschlossen, die Arme hingen an den Seiten herab, in seiner Rechten hielt er den Hut am Oberschenkel.

»Er hat abgenommen.«

»Der Eindruck kommt von seinem ... Zustand«, bemerkte Romana Wanek.

»Der betont es noch. Er ist schlanker geworden in den vergangenen Monaten. Er war immer etwas übergewichtig.«

In Freundes Ohren klang das wie ein Vorwurf an den toten Bruder. Er musste an seinen eigenen Bauch denken, der fünfzehn Kilo weniger vertragen hätte, ginge es nach den Ärzten und Claudia.

»War er sofort tot?«

»Schneller als sofort«, erklärte die Ärztin.

»Man sieht kaum etwas«, stellte Dorin fest, und zum ersten Mal meinte Freund, so etwas wie Wärme in seiner Stimme zu hören.

»Dafür sorgen wir, wenn möglich«, erklärte Doktor Wanek.

»Danke.«

Er wandte sich zum Gehen.

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«

Sie gingen hinaus.

»Besaß Ihr Bruder ein Gewehr?«

»Mehrere. Er ging gelegentlich auf die Jagd. Wenn auch eher aus geschäftlichen und gesellschaftlichen Gründen denn aus Leidenschaft.«

Diesmal schien Freund die Bemerkung verächtlich. Ob wegen

der Tätigkeit an sich oder der fehlenden Leidenschaft erschloss sich Freund nicht.

»Richten Sie Ihrer Familie mein Beileid aus.«

»Danke. Wann können wir ihn begraben?«

Das war bei Suiziden immer ein heikler Moment.

»Nach der Obduktion.«

Leopold Dorin gefror mitten im Schritt.

»Obduktion? Wozu?«

»Wenn der Arzt keinen natürlichen Tod feststellen kann, wird obduziert.«

»Aber der Fall ist doch eindeutig!«

»Es tut mir leid.«

»Weshalb müssen Sie das meinem Bruder noch antun?«

Freund war fast überrascht über diesen – wenn auch kleinen – Gefühlsausbruch.

»Wie gesagt ...«

Dorins Gesicht wurde noch kantiger. Mit langen Schritten setzte er seinen Weg fort.

»Tun Sie, was Sie tun müssen«, sagte er schroff, ohne Freund anzusehen.

Wichtige Leute

Wenn der Polizeipräsident, kurz Pepe, Freund im Büro besuchte, musste er dafür einen ganz besonderen Grund haben.

»Florian Dorin wurde heute tot aufgefunden?«

Das war es also.

»Selbstmord, habe ich gehört?«

»Sieht so aus.«

»Dann ist die Geschichte also erledigt?«

»Obduktion und Technikergebnis stehen noch aus.«

»Werden auch nichts ergeben«, brummte der Pepe.

War das eine Feststellung oder ein Befehl? Noch nie hatte Freund von diesem Präsidenten eine Weisung – oder auch nur einen Hin-

weis – bekommen, einen Fall zu den Akten zu legen, ohne ihn geklärt zu haben.

»Wichtige Leute?«, fragte Freund.

»Wäre ich sonst hier?«

»Ich halte Sie auf dem Laufenden.«

»Bitte.«

Freund besprach die neuen Erkenntnisse aus den Nachtfällen mit seinem Team. Viel war es nicht. Nachbarn der Frau, die ihrem Mann den Hals aufgeschlitzt hatte, bestätigten, dass sie immer wieder Streitereien gehört hatten. Mehrere Polizeieinsätze wegen häuslicher Gewalt waren aktenkundig. Die Frau hatte ihn zweimal wegweisen, schließlich aber immer wieder zurückkehren lassen. Die Dynamik solcher Beziehungen hatte Freund bis heute nicht durchschaut. Obwohl sie mehrere Fälle pro Jahr hatten, die so oder ähnlich endeten. Und das waren nur jene, bei denen schließlich ein Team der Gewaltgruppen ermitteln musste. Die zahllosen anderen, bei denen es »nur« für blaue Augen und gebrochene Kiefer gereicht hatte, kamen oft gar nicht bis zu ihnen.

In Wagners und Petzolds Fall suchte man noch nach einigen Teilnehmern der Auseinandersetzung.

Das Telefon unterbrach ihre Unterhaltung, die eigentlich ohnehin zu Ende war. Es war Leopold Dorin.

»Ich bitte Sie um Entschuldigung für meinen Ausbruch vorhin«, erklärte er zur Einleitung.

»Kein Problem. Das ist eine ganz normale Reaktion«, erwiderte Freund.

»Ich habe eine Bitte.« Er machte eine Pause, bevor er fortfuhr. »Meine Eltern wollen Florian sehen. Ich weiß nicht, warum sie sich das antun wollen. Aber es ist ihr Wunsch. Ist das möglich?«

Freund wusste nicht, ob die Gerichtsmedizinerin bereits obduziert hatte. Ein relativ sicherer Suizid wurde nicht so dringend behandelt wie zweifelhaftere Fälle oder eindeutige Gewalttaten.

»Rufen Sie mich in zehn Minuten noch einmal an, bitte. Ich kümmer mich darum.«

Er telefonierte mit Wanek. Sie war gerade dabei.

»In einer Stunde bin ich fertig. Danach können sie kommen.«

Nach zehn Minuten rief Leopold Dorin wieder an. Sie vereinbarten fünf Uhr.

Um vier Uhr meldete sich die Gerichtsmedizinerin bei Freund.

»Die Eltern von dem Suizid wollten doch um fünf kommen«, sagte sie. »Kannst du eine halbe Stunde vorher da sein?«

»Das ist ja gleich.«

»Deshalb rufe ich an.«

»Bin unterwegs.«

Dass Wanek ihn noch vor dem Termin hinbestellte, gefiel ihm nicht. Am Vortag war er mit dem Fahrrad zur Arbeit gekommen, das unten auf ihn wartete. Er plagte sich die Berggasse hinauf, bis er absteigen und schieben musste. Ab der Währinger Straße konnte er wieder fahren. Er nahm den Weg durch die Schwarzspanierstraße, an der Nationalbank vorbei und durch das alte AKH. Das unter Kaiser Joseph II. 1784 zu einem Allgemeinen Krankenhaus umgebaute ehemalige Armenhaus hatte vor ein paar Jahren als Universitätscampus mit Studentenheimen und Lokalen eine neue Bestimmung gefunden. Die zahlreichen grünen Innenhöfe dienten aber auch den Anwohnern der umliegenden Bezirke als Spazierwege. An seinem untersten Spitz lag die Gerichtsmedizin.

»Muss ich was sehen?«

Freund hielt sich ungerne in der Obduktionshalle auf. Noch weniger mochte er den Anblick der Toten.

»Ich erzähle dir einfach, was ich gefunden habe«, sagte Romana Wanek. Sie ließ Dorins Leichnam zugedeckt.

Freunds schlechte Laune, die eingesetzt hatte, als Wanek angerufen und den Suizid nicht vorbehaltlos bestätigt hatte, wuchs.

»Was der Fall sein muss, sonst hättest du mich nicht herbestellt.«

»Florian Dorin war nach meinem momentanen Stand nicht krank«, erklärte Wanek. »Ich habe das genauer untersucht, weil sein Bruder den Gewichtsverlust erwähnt hatte. Für ein endgültiges Urteil müsste man natürlich seine Ärzte finden und fragen.«

»Das Gewicht kann auch andere Gründe haben.«

»Höchstwahrscheinlich.«

»Wann ist er gestorben?«

»Mitternacht, plus/minus eine Stunde.«

»Was hast du gefunden?«

»Erstens hatte er einen hohen Alkoholgehalt im Blut, mehr als 2,7 Promille.«

»Na servus! Das allein genügt ja schon, um sich umzubringen. Hat sich Mut angetrunken.«

»Kommt häufig vor. Ein Wunder, dass er überhaupt getroffen hat.«

»Und dass er mit dem Auto überhaupt so weit gekommen ist.«

»Außerdem hat er Schlaftabletten genommen, wenn auch keine letale Dosis.«

»Aber genug, um dösiger zu werden und die Wirkung des Alkohols zu verstärken. Alles andere als ungewöhnlich.«

»Drei Details fallen auf. Das erste ist der Mund. Haben wir ja schon im Wald bemerkt. Hat sich bestätigt. Der Lauf war nicht in den Rachen geschoben. Er muss an den zusammengebissenen Zähnen angelegen haben.«

Freunds Problem in diesen Fällen war seine bildhafte Phantasie. Während die Ärztin erzählte, malte er sich die Situation aus. Er merkte, wie er selbst die Zähne aufeinanderpresste.

»Ich täte mich auch schwer, so ein Ding in den Mund zu nehmen.«

»Das ist zumindest auffällig. Vom Gebiss ist praktisch nichts übrig. Aber, wie gesagt, gelegentlich hatte ich das schon.«

Jetzt nahm sie das Leintuch doch und lupfte es ein wenig, sodass Dorins rechte Hand freilag.

»Die zweite Sache habe ich an der Hand gefunden, mit der er abgedrückt hat. Äußerlich ist praktisch nichts zu erkennen. Ich musste schon sehr genau hinschauen.«

Sie deckte die Hand wieder zu.

»Es gibt ein paar Druckstellen. Und das Gelenk des rechten kleinen Fingers ist ausgelenkt sowie das anschließende Fingerknöchelchen gebrochen.«

»Der Rückstoß. So eine Jagdflinte ...«

»Hatte ich zuerst auch überlegt. Würde uns die Sache einfach machen. Kann es aber nicht sein. Erinner dich, wie wir ihn gefunden haben. Sein Daumen hing im Abzug. Er hat sich die Waffe also so« – sie hielt sich ein imaginäres Gewehr vor den Kopf – »angesetzt und mit dem Daumen abgedrückt.«

Dabei wackelte sie mit dem freien kleinen Finger ihrer rechten Hand.

»Der da hat damit nichts zu tun, siehst du? Warum sollte er durch den Rückstoß brechen? Wenn schon, dann der Daumen.«

»Ist die Verletzung vielleicht schon älter?«

»Kaum. So etwas tut weh. Das lässt man behandeln, bekommt eine Schiene. Und wenn man es nicht tut, schwillt es an. Geschwollen war es aber nicht.«

»Die Verletzung entstand also kurz vor seinem Tod?«

»Sehr kurz. Ich würde sagen, unmittelbar davor.«

»In welche Richtung ist er gebrochen?«

»Was meinst du damit?«

»Wurde der Finger zu stark in Richtung Handfläche oder in Richtung Handrücken bewegt?«

»Interessant, dass du fragst. Richtung Handfläche.«

Freund dachte nach.

»Und die Druckstellen?«

»Schwer zu sagen. Als hätte er sich davor nervös die Hände geknetet – ein bisschen zu fest.«

»Wäre nicht weiter verwunderlich. Wer so etwas vorhat ...«

»Möglich.«

»Wahrscheinlich hat er sich in der Aufregung irgendwo gestoßen oder verhängt.«

»Wahrscheinlich.«

»Was ist mit Pulverrückständen?«

»Einigermaßen normal.«

»Was heißt ›einigermaßen‹?«

Sie zeigte ihm den Paraffinabdruck.

»Das ist das dritte Detail: Siehst du hier, zwischen Daumen und Zeigefinger und am Handrücken? Da sind sie schwach. An dieser Stelle könnte – und ich benutze ausdrücklich den Konjunktiv – etwas die Hand abgedeckt haben.«

»Muss aber nicht?«

»Es sind Spuren da, aber ungewöhnlich wenig.«

»Hat er die Waffe gehalten und selber abgedrückt?«

»Er hat sie auf jeden Fall gehalten, als sie abgedrückt wurde.«

»Du hast Zweifel?«

Wanek warf die Arme in die Luft.

»Was heißt schon Zweifel? Ich habe dir gesagt, was ich gefunden habe. Der Inspektor bist du.«

»Du glaubst aber nicht, dass ihm jemand geholfen haben könnte? Gegen seinen Willen. Auf das läuft dein Gerede doch hinaus.«

»Ich glaube gar nichts. Ich halte mich an die Fakten. Und die zeigen mir drei ungewöhnliche Details.«

»Der Einschusswinkel stimmt?«

»Ja.«

»Was auch dafür spricht, dass er es selber war.«

Wanek nickte.

»Großartig. Du bist mir vielleicht eine Hilfe. Alles spricht für Selbstmord. Bis auf drei winzige Details.«

»In denen bekanntermaßen der Teufel liegt.« Sie zuckte mit den Schultern. »Welche Bedeutung du ihnen beimisst, liegt an dir.«

Sie drehte sich um, zeigte auf ein paar durchsichtige Plastiksackerln in unterschiedlichen Größen.

»Sein Zeug«, sagte sie.

Freund warf einen kurzen Blick darauf. Kleidung, die Brieftasche, eine Schreibfeder, ein Schlüsselbund, zwei Mobiltelefone, ein Papierfetzen mit einer Notiz: »CD 1934«.

»Woher ist der?«, fragte Freund.

»Aus seiner Hosentasche«, sagte Wanek und wandte sich wieder anderem zu.

Ein Telefon klingelte. Wanek zog ein Handy hervor, hörte kurz zu und steckte es wieder weg.

»Die Eltern sind da.«

Ein schwarzes Dreiergespann betrat den Raum. In der Mitte die Mutter, eine elegante, aufrechte Erscheinung, trotz des schweren Gangs, den sie vor sich hatte, zu ihrer Rechten gestützt von Leopold, der sie um Haupteslänge überragte, an ihrer linken Seite der Vater, kaum größer als seine Frau, aber mit derselben straffen Haltung. Als sie näher kamen, fiel Freund auf, dass der Vater, wenn auch nur ein paar Zentimeter, hinter den beiden anderen zurückblieb, als müsse er seiner Gemahlin den Rücken decken – oder er zögerte, voranzugehen. Ihre Mienen verrieten nichts über ihren Gemütszustand.